

Klaus Kellmann: Friedrich Paulsen und das Kaiserreich. 160 S. 16,80 Euro. Wachholtz-Verlag, Neumünster 2010.

Mit dieser Untersuchung legt Klaus Kellmann das erste Buch über Friedrich Paulsen vor, das nach der Übergabe seines Nachlasses an das Archiv der Berliner Humboldt-Universität und das *Nordfriisk Instituut* in Bredstedt erschienen ist. Auch die vom Institut 2008 veröffentlichte vollständige Ausgabe der Lebenserinnerungen Friedrich Paulsens hat ihm zur Verfügung gestanden. Zwar soll es „keine Biografie“ werden, so betont Kellmann in einem kurzen Vorwort, aber doch alles „in den Blick genommen werden“, was erforderlich ist, „den Stellenwert, die Rolle und den Rang festzulegen und zu bestimmen, den Paulsen im wilhelminischen deutschen Kaiserreich einnahm“. Dazu gehören natürlich seine Jugend auf einem Bauernhof im Dorf Langenhorn und die für seine geistige Entwicklung entscheidenden und sein Leben lang unvergessenen vier Jahre bei dem tüchtigen Lehrer und Küster Brodersen. In dem Abschnitt „Sinnsuche und Orientierungslosigkeit“ schildert Kellmann die für Friedrich Paulsen gefährlichen Jahre bis zum Abitur auf dem Christianeum in Altona und in den ersten Jahren des Studiums. Das den Eltern gegebene Versprechen, Theologie zu studieren, kann er, „dem religiösen Leben völlig entfremdet“, nicht mehr erfüllen. Bei seiner Sinnsuche streift er durch alle Fachgebiete der Univer-

sität, zeitweilig mit bedenklich wenig Selbstvertrauen. Dennoch nennt Kellmann diese Phase sicher zu recht „ein derartiges Studium generale“, das heute noch „Achtung und Bewunderung“ auslöse (S. 22). Sie hat Paulsen ein für seine spätere Wirksamkeit wertvolles Allgemeinwissen eingebracht. Sicherheit und neues Selbstvertrauen bekommt er erst durch den persönlichen Kontakt mit dem Ordinarius für Philosophie an der Berliner Universität Friedrich Adolf Trendelenburg und die Wahl des Studiums der Philosophie. Nach der Antrittsvorlesung im Juni 1875 wird er 33 Jahre dort Philosophie und ab 1878 auch Pädagogik lehren.

Kellmann ist nun (ab S. 24) bei seinem Thema „*Friedrich Paulsen und das Kaiserreich*“. Ausführlich schildert er die Situation Berlins, das sich als Hauptstadt des neuen Deutschen Reiches rasant zu einer modernen Großstadt entwickelt. Die Erfahrungen Paulsens spiegeln wichtige Entwicklungen und Gegebenheiten in der Gesellschaft des Kaiserreiches. Aufschlussreiche Zitate zeigen die zwiespältige Einstellung des immer auch ein Langenhorner Bauernsohn Gebliebenen zu wichtigen Erfahrungen in seiner gesellschaftlichen Umgebung. So schon während seiner Militärdienstzeit 1871/72, wo ihm der Verkehr mit seinen Kameraden schwer fällt: „Mein bei aller Überzeugung von der Notwendigkeit königlichen Regiments und militärischer Autorität demokratisches oder vielmehr volkstümlich fühlendes Herz empörte sich oft gegen die Geringschätzung, womit von dem Volk und den Massen in diesen Kreisen geredet wurde.“ Aber er bewundert die „Macht des organisierten Gemeinschaftswillens“ in der preußischen Armee, deshalb werde sie „niemals versagen. (...) Nur durch unerhörte Missregierung oder schimpfliche Niederlagen nach außen könnte in Preußen das Kapital zuverlässiger Macht des Staatwillens vernichtet werden.“ Eine solche Entwicklung („unerhörte Missregierung“ und die daraus folgenden militärischen Nie-

derlagen von 1918 und 1945) hat dann tatsächlich zum Ende des preußischen Staates geführt (S. 26 f.).

Kellmann schildert, wie Paulsen nach bescheidenen Anfängen mit nur wenigen Hörern mit der Zeit vor überfüllten Hörsälen spricht, sodass „von der Mitte der 80er Jahre bis zu seinem Tod wohl kaum ein Berliner Student ganz ohne seinen Einfluss geblieben ist“ (S. 39).

Seine Vorlesungsthemen gab er nach und nach als Bücher heraus, so 1881 das Buch „*Ethik mit Einschluss der Prinzipien der Staats- und Gesellschaftslehre*“, der Beginn einer Staatsbürgerkunde. Seine Vorlesung über „Geschichte der neueren Philosophie mit Rücksicht auf die gesamte moderne Kulturentwicklung“ wurde nicht nur von Hörern aller Fakultäten, sondern auch von außerhalb der Universität besucht. Darüber hinaus nahm er in Fachzeitschriften und den großen deutschen Tageszeitungen auch zu aktuellen Themen Stellung, wenn er meinte, etwas dazu sagen zu können. Kellmann schreibt Paulsens Stellung im Kaiserreich vergleichsweise „den Rang des sich primär an außeruniversitäre Kreise und nicht zuletzt an die große Politik gerichteten zeitgenössischen Kritikers, eine Art Karl Jaspers der Jahrhundertwende“ zu (S. 39; Karl Jaspers, 1883–1969, Existenzphilosoph und Psychoanalytiker, wirkte nach dem Zweiten Weltkrieg durch stark beachtete Stellungnahmen zu Zeitfragen weit über die Universität hinaus).

Diese Situation führte dazu, dass Paulsen vielfach auf krisenhafte gesellschaftliche Entwicklungen reagierte und sich dadurch auch der öffentlichen Kritik aussetzte. So geht Kellmann auf Paulsens Stellung zum Antisemitismus zu seiner Zeit ein. Er sieht diesen nach Sichtung seiner judenkritischen Äußerungen als „erheblich infiziert“ an. Paulsen sieht die großen Probleme bei der Integration, wie man es heute wohl nennen würde, der vielen einströmenden „Ostju-

den“ und möchte einer kommenden „Katastrophe“ vorbeugen, was nur zu erreichen sei durch „die wirkliche Assimilierung und also das Verschwinden des Judentums durch Aufgehen in die anderen Nationen“. Eine Position, die auch der große Historiker Theodor Mommsen vertrat, der Mitgründer eines „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus“. Dem Rezensenten kommt es als unhistorisch vor, wenn Kellmann, Angehöriger einer Generation nach dem Holocaust, in den zitierten Paulsen-Text drei vorwurfsvolle Ausrufezeichen in Klammern setzt und mit der Bemerkung schließt, Paulsen verlange „die Selbstaufgabe des Judentums, welch ein Ansinnen!“.⁴ Richtiger ist es, wenn er Paulsen auf derselben Seite „Differenzierungsvermögen“ attestiert, indem er dessen Aussage in einem Brief an Ferdinand Tönnies zitiert „Der Antisemitismus ist doch eine schlechte Sache“ (S. 33), wobei die sprachliche Geste des „doch“ interessant ist, weil sie das Endergebnis einer eigenen geistigen Auseinandersetzung mit dem Problem andeutet.

Hierzu kann noch auf die sog. Leo Arons-Affäre hingewiesen werden. Der tüchtige junge Physiker jüdischen Glaubens Dr. Leo Arons sollte 1892 auf Antrag der Philosophischen Fakultät zum außerordentlichen Professor ernannt werden. Der Antrag wurde jedoch vom preußischen Kultusministerium abgelehnt, weil er Mitglied der sozialdemokratischen Partei sei. Die Fakultät wehrte sich, mit an der Spitze Friedrich Paulsen. Sein Vorgesetzter, Ministerialdirektor Friedrich Althoff, drohte ihm persönlich, er solle seine Kommentare in der Berliner Presse unterlassen. Aber Paulsen war nicht zum Schweigen zu bringen. Für ihn ging es um die Freiheit von Forschung und Lehre, sonst würden „an den preußischen Universitäten nur Männer lehren dürfen, die das Glück hätten, den Machthabern der herrschenden Partei und ihrer Aufpasser zu gefallen“, schrieb er in der *Vossischen Zeitung* (S. 58–61).

Ausführlich geht Kellmann auf die Geschichte der Reform des preußischen Gymnasialschulwesens ein, für die Friedrich Paulsen mit einer kritischen Bemerkung am Schluss seiner „*Geschichte des gelehrten Unterrichts*“ von 1885 den Anstoß gegeben hatte. Es ging darum, dass der freie Zugang zu den Kernfächern der Universität, der bisher nur den Abgängern des klassischen humanistischen Gymnasiums offen war, auch für die Abgänger der Realgymnasien und der Oberrealschulen geöffnet werden sollte. Die entstehende Industriegesellschaft benötigte deren Abgänger dringend wegen ihres großen Bedarfs an technischer und praktischer Intelligenz.

Die Schilderung dieses „Schulkriegs“ ist geradezu spannend zu lesen. Und gleichzeitig ist sie die Geschichte einer erfolgreichen Schulreform in Deutschland, die schließlich um 1900 zu dem von Paulsen angestrebten Ziel führte. Ein Höhepunkt für Paulsen war der Moment, in dem er am Ende der großen Schulkonferenz von 1890 dem Kaiser Wilhelm II. direkt gegenüberstehend, sein Plädoyer für das vom Kaiser und der Versammlung schon abgelehnte Realgymnasium hielt. Man denkt bei dieser Schilderung unweigerlich an Paulsens Formulierung in seinem Vermächtnis am Ende seines Lebens, er sei „ein Anhänger der guten Sache, auch der nicht siegreichen“ gewesen. Zehn Jahre später hatte Paulsen gesiegt. Alle drei Schularten waren nun „in der Erziehung zur allgemeinen Geistesbildung als gleichwertig“ anzusehen. Das war Paulsens „größter Schul- und allgemeinpolitischer Sieg“, wie Kellmann schreibt. Inzwischen war er ein Vertrauter von Friedrich Althoff geworden, seines Gegners aus der Leo-Arons-Affäre, und nicht Paulsen hatte sich geändert, sondern dieser war auf ihn zugegangen.

Am Anfang des Jahres 1890 war das von Paulsen stark kritisierte Sozialistengesetz von 1878 („Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“) aufgehoben worden, und bei den Reichstagswahlen

desselben Jahres waren die Sozialdemokraten erstmals stärkste Partei geworden. Am Eröffnungstag der erwähnten Konferenz von 1890 hatte der junge Wilhelm II. gegenüber den versammelten Experten des Kultusministeriums nassforsch vom Leder gezogen: „Wenn die Schule getan hätte, was von ihr zu verlangen ist, ... so hätte sie von vornherein selbst das Gefecht gegen die Sozialdemokraten übernehmen müssen.“ Paulsen war entsetzt über die „Selbstherrlichkeit“ des Kaisers, der „einer zur Beratung berufenen Versammlung befahl, welchen Rat sie zu geben habe“ (S. 52). Das hätte die Politisierung der Schule bedeutet. Kellmann nimmt diese Stelle zum Anlass, die Frage zu stellen, warum Paulsen hier keine Zweifel an seinem Leitmodell der Monarchie gekommen seien. Es ist ein Thema, das das ganze Buch durchzieht. Paulsen war und blieb ein Anhänger der konstitutionellen Monarchie. Die Frage, ob Republik oder Monarchie die bessere Staatsform für Deutschland sei, war auch ein lebenslanger Streitpunkt zwischen Paulsen und seinem Schüler und Freund, dem Soziologen Ferdinand Tönnies, der für die revolutionäre Herbeiführung der Republik eintrat.

Kellmann hat die neueren Untersuchungen zu Kaiser Wilhelm II. ausgewertet. Es ist eine aufregende Lektüre! Vermutlich war dessen Gehirn schon bei der schwierigen Geburt geschädigt worden, so dass er nicht nur durch den verkürzten linken Arm behindert war. Dadurch war das Deutsche Reich im Grunde in einer dramatischen Situation. Bismarck sprach von einer „nicht normalen Geistesverfassung des Kaisers“, ja sogar die Absetzung des Kaisers durch Reichstag und Bundesfürsten ist erwogen worden (S. 46 f.).

Paulsen blieb trotz der deutlich erkannten Fehlleistungen des aktuellen Monarchen bei seiner Linie. Er definierte aber die Rolle des Kaisers gegenüber den Parteien als die eines unparteiischen Moderators. Der Kaiser dürfe keiner einzelnen Partei als Stütze dienen.

Dies war eine Rolle, die der eines Monarchen in den heutigen parlamentarisch regierten Monarchien ähnelte, obgleich die Verfassung des Deutschen Reiches dem noch nicht entsprach. Und in seinem weitverbreiteten Buch „*System der Ethik*“ hielt er dem Kaiser vor: „Wer immer dazu rät und treibt, die Staatsgewalt in den Dienst der Interessen der Besitzenden und ihr Verhältnis zu den besitzlosen Klassen auf polizeiliche und militärische Repression zu stellen, der arbeitet an dem Kommen des inneren Kriegs“ (S. 55). Paulsen konnte also wohl die Politik des Kaisers kritisieren, noch dazu zum Schutz der Sozialdemokratie, ohne ihn nennen zu müssen.

An anderer Stelle zitiert Kellmann aus Paulsens „*System der Ethik*“ (Ausgabe von 1905, vgl. Anm. 412 bei KK) eine Passage, in der begründet wird, warum Deutschland mit der Dynastie der Hohenzollern großes Glück habe, weil sich ihre Vertreter durch „Schlichtheit und Abneigung gegen Hof- und Prunkwesen, Arbeitsamkeit und innere Bescheidenheit, tiefes Rechtsgefühl und scharfen Wirklichkeitssinn“ auszeichneten und auszeichnen. Diese Charakterisierung traf auf Wilhelms Großvater Kaiser Wilhelm I. zu. Aber durch die Präsenzform am Schluss wurde sie auch auf den regierenden und in all diesen Punkten eigentlich negativ zu beurteilenden Kaiser Wilhelm II. bezogen. Das veranlasst Kellmann zu dem scharfen Urteil über Paulsen, „wir haben es hier mit dem größten Versagen in seinem Leben zu tun“ (S. 104), weil er diesen Kaiser nicht so darstellte, wie er wirklich war. Der Rezensent rät hier zu mehr Gelassenheit, mit folgender Überlegung: Der preußische Beamte und Professor Friedrich Paulsen schrieb dies in seinem Hauptwerk zur Ethik und zur Staats- und Gesellschaftslehre, das in vielen bürgerlichen Familien gelesen werden würde, während er gleichzeitig diesen Stoff in seinen Vorlesungen an der Universität Berlin vortrug. Kann man wirklich er-

warten, dass es denkbar gewesen wäre, die negativen persönlichen Charaktereigenschaften des regierenden Kaisers, also den Kern seiner Persönlichkeit, in den Vorlesungen und in diesem Buch anzuprangern? Paulsen konnte wohl auch damit rechnen, dass mindestens die aufgeklärten und kritischen unter seinen Studenten und Lesern bei der Schilderung der so bewusst hervorgehobenen positiven Eigenschaften Kaiser Wilhelms I. die indirekte Kritik an seinem Enkel heraushören konnten. Man kann auch nicht zustimmen, wenn Kellmann auf der drittletzten Seite des Buches noch einmal feststellt, „Paulsen war und blieb bis zum Schluss ein loyaler Wilhelmener, der mit seiner Kritik an Wilhelm II. hinter dem Berg hielt, weil er zu Hause so erzogen war, dass an vorgefundenen Hierarchieebenen nicht zu rütteln ist“ (S. 124). Wäre es so, wie hätte er dann aus seiner ihm zgedachten Rolle als Hoferbe aussteigen und Professor in Berlin werden können? Und auch die nostalgischen Anwendungen Paulsens von Ehrfurcht und Dankbarkeit bei einer Zufallsbegegnung mit dem dänischen König Christian IX. in Roskilde 1905, der von 1863 bis 1864 sein König gewesen war, sind auf diesen Zusammenhang bezogen eine Überinterpretation (S. 124).

Tönnies gegenüber erklärte Paulsen sein Festhalten an der Monarchie so: „Ich halte, wie die Dinge liegen, die Monarchie in Deutschland für die einzig mögliche Regierungsform ...“ Zwar wisse auch er, „dass das Königtum an sich vergänglich ist und vergehen wird“, aber der hieraus resultierende Demokratisierungsprozess werde Deutschland „fünfzig bis hundert Jahre inneren Krieg“ bringen, „also kann ich mir bei dem Streben nach der Republik für das deutsche Volk kein Heil absehen“ (S. 63).

Nachdem Kellmann noch einmal sieben mögliche negative Attribute von zynisch bis reaktionär für dieses Verhalten von Paulsen aufgezählt hat, stellt er anheim, ob Paulsen an-

gesichts des wirklichen Verlaufs der deutschen Geschichte nicht doch recht gehabt haben könnte. Denn er fährt fort: „... wenn man sich aber den tatsächlichen Weg Deutschlands zur Demokratie über das moribunde Kaiserreich, die von Extremisten zerstörte Weimarer Republik, den nationalsozialistischen Terror, die Übernahme der NS-Funktionselemente in die Gründungsphase der Bundesrepublik und die Unterwerfung von sechzehn Millionen Deutschen unter eine kommunistische Einparteiendiktatur ansieht, dann hat Paulsen recht gehabt.“ (S. 62 f.) Das stimmt nachdenklich, und man sollte wohl noch genauer untersuchen, was Paulsen mit der schwerwiegenden Feststellung „wie die Dinge liegen“ im Einzelnen gemeint haben kann.

In dem Kapitel mit der befremdlichen Überschrift „Paulsen auf der Couch von Freud“ versucht Kellmann, der in der Geschichtswissenschaft umstrittenen, aber 1999 als Buch erschienenen Habilitationsschrift von Edgar Weiß „*Friedrich Paulsen und seine volksmonarchistisch-organisatorische Pädagogik im zeitgenössischen Kontext*“ gerecht zu werden. Das komplizierte Anliegen von Edgar Weiß ist, aus dem Ansatz der „transzendentalpragmatischen und ideologiekritischen Fundierung (unter) Berufung auf die Psychoanalyse, zumal in Form ihrer tiefenbiographischen Anwendung“, insbesondere jedoch aus dem „Bestreben, Kontinuitätslinien aufzuzeigen, die die Zusammenhänge pädagogikhistorisch bedeutsamer Denkmuster des 19. und frühen 20. Jahrhunderts mit dem Nationalsozialismus verdeutlichen“ (S. 69). Dieser Versuch, mit Hilfe einer gemessen an der quellenkritischen Methode der Geschichtsforschung anfechtbaren Fragestellung, Friedrich Paulsen zum Vorläufer des Nationalsozialismus zu machen, wird von Kellmann mit Recht zurückgewiesen, wenn er zum Beispiel dessen Kritik an Paulsens systemkonformem altmodischen Frauenbild als „methodisch fragwürdig, konzeptionell gefährlich und intentional

unredlich“ nennt, „einen hundert Jahre später erreichten gesellschaftlichen Emanzipationslevel zum alleinigen Bewertungsmaßstab eines wissenschaftlichen Denkgebäudes zu machen“ (S. 74 und 81; vgl. dazu auch die kritischen Rezensionen von Thomas Steensen zu dem Buch von Edgar Weiß in *Nordfriesisches Jahrbuch* 2004, S. 130–134 und in der *Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte* 130 (2005), S. 176–178).

Im nächsten Kapitel „Paulsen als Begründer politischer Bildung in Deutschland“ ist Kellmann in seinem eigenen beruflichen Wirkungsfeld angekommen, denn er ist seit 1985 Dezernent der Landeszentrale für politische Bildung in Schleswig-Holstein. Friedrich Paulsen kommt für Kellmann „der historische Rang zu“, durch sein von 1889 bis 1921 in zwölf Auflagen erschienenes Werk „*System der Ethik mit einem Umriss der Staats- und Gesellschaftslehre*“ „die erste konkrete Handlungsanweisung, das erste millionenfach umgesetzte Konzept staatsbürgerlicher Erziehung vorgelegt zu haben“ (S. 86). Wesentlich für den Pädagogen Paulsen war dabei die „Demokratisierung“ des Zugangs zu allen Ausbildungsstufen. Das Gymnasium war „nicht die Schule der gebildeten und besitzenden Klassen, sondern die Schule für die Talente aus allen Bevölkerungsschichten“. Kellmann macht deutlich, dass mit den damit zusammenhängenden Reformvorschlägen im Grund schon das ganze System der heutigen Berufs- und Fachschulen mit dem Prinzip der Durchlässigkeit bis zum Universitätsniveau angestrebt wurde (S. 89 f.). Begeistert unterstützte Paulsen die Gründung der ersten ländlichen Volkshochschule in Schleswig-Holstein nach dänischem Vorbild (S. 92).

In dem abschließenden Kapitel „Paulsens Stellung im Kaiserreich“ wird zunächst hervorgehoben, dass Friedrich Paulsen durch seine weitverbreiteten Bücher und seinen großen Schülerkreis einen bedeutenden Einfluss auf das Bildungsbürgertum im letzten Vier-

tel des 19. und dem beginnenden 20. Jahrhundert ausübte. So nannte ihn sein wohl bedeutendster Schüler Eduard Spranger den „Praeceptor Germaniae der Jahrhundertwende“, den „Lehrer der Deutschen“. Dennoch, so fährt Kellmann fort, seien am „Denkmal Paulsen Kratzer“ anzubringen. Gemeint sind Paulsens „grundlegende Positionen zu Monarchie und Demokratie, insbesondere zur Sozialdemokratie“, zur „jüdischen Minderheit“ und zur „Stellung der Frau in Familie, Staat und Gesellschaft“ (S. 103).

Leider übernimmt Kellmann damit doch wieder die unhistorische Betrachtungsweise von Edgar Weiß, die er vorher so entschieden abgelehnt hat. Der Rezensent ist der Auffassung, dass diese „Kratzer“ vorwiegend unseren eigenen Zeitgenossen in die Augen fallen, die den heutigen Stand der Emanzipation der Frau in Familie, Staat und Gesellschaft erleben oder die den geschichtlichen Schock der Wirklichkeit des Holocaust durch Deutsche in ihrer Gegenwart erlebt haben.

Aus den Ausführungen Kellmanns zu Paulsens immer neuen Vorschlägen zur Lösung der Judenfrage in den aufeinander folgenden Auflagen seines Buches „*System der Ethik*“ geht für den Rezensenten hervor, wie ernst Friedrich Paulsen das Problem des heraufziehenden Antisemitismus nahm. Schließlich ging es hier in hohem Maße um eine Frage von Ethik und Moral in der von ihm gelehrt „Staats- und Gesellschaftslehre“. Aber er erfuhr auch, wie unendlich schwer es zu lösen war, denn er geriet mit seinen gut gemeinten Äußerungen dazu schließlich zwischen alle Fronten. Wenigstens bescheinigte ihm doch der „Verein zur Abwehr des Antisemitismus“, dass er „durch den feinen historischen Sinn, der alle seine Arbeiten durchzieht“, auf keinen Fall zum jüdenfeindlichen Lager gerechnet werden dürfe (S. 107–110). Auf Paulsens grundlegende Einstellung zur Monarchie ist schon hingewiesen worden. Wirklich ein „Kratzer“ am Denkmal?

Gegen Ende des letzten Kapitels schildert Kellmann die Entwicklungen im Kaiserreich, die zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges führen werden, und fragt, wo dort „der Ort Paulsens“ ist. Der Rezensent übergeht dabei die Passagen, in denen erneut die abwegige These von Edgar Weiß vom Anteil Friedrich Paulsens am Weg in den Ersten Weltkrieg und den Nationalsozialismus diskutiert wird. Darauf folgt aber Kellmanns interessante Frage: „Oder spricht es nicht gerade für Paulsens auch im Ausland erreichten Rang, dass sich – in einem bislang völlig unbekanntem und noch nicht publizierten Dokument – einflussreiche französische Kreise gerade an ihn richten, um ‚den kriegerischen Bestrebungen das Gegengewicht zu halten‘ (und ihn bitten) ... ‚mit Ihrer eigenen Autorität an der Annäherung jener beiden Völker mitzuwirken, deren gutes Einvernehmen so heilsam wäre, sowohl für den Weltfrieden als auch für die Interessen der allgemeinen menschlichen Kultur.““ Es handelt sich um einen Brief des Direktors der französischen *Association de la Paix par le Droit* (Gesellschaft für Frieden durch Recht) vom 25. Januar 1907 (S. 119 und Anm. 505). Er stammt vermutlich, Kellmann erwähnt es nicht, aus dem Nachlass Friedrich Paulsens, der erst vor Kurzem in die Obhut des Archivs der Berliner Humboldtuniversität gelangt ist (Vorrede zu den Anmerkungen, S. 129). Dann wäre er ein Beispiel für den großen Schatz an bisher unerschlossenen Quellen zur Biografie und Wirkungsgeschichte Friedrich Paulsens, der darauf wartet, erschlossen zu werden. Kellmann bezieht sich in fünfzehn Anmerkungen auf Briefe aus diesem neuen Quellenmaterial.

Die Anfrage der französischen Friedensfreunde könnte hergerufen sein durch verschiedene öffentliche friedenspolitische Äußerungen Paulsens in den vorangegangenen Jahren, so 1905 in einem Artikel gegen die Verschlechterung des Verhältnisses zwischen Deutschland und England gleichzeitig in der *Deutschen*

Rundschau und der englischen *Contemporary Review*. Im Dezember 1905 sprach er aus eigenem Antrieb, weil die Universität sich offiziell nicht beteiligen mochte, vor Kaufleuten in der großen Börsenhalle in Berlin, um „die Verhetzung der beiden Völker gegeneinander als selbstmörderisches Beginnen zu brandmarken“. Mit „jenen beiden Völkern“ im Text der Franzosen sind auch vermutlich Engländer und Deutsche gemeint. In der *Vossischen Zeitung* beschrieb er 1905 seine „Reiseindrücke aus Norwegen“ und kommentierte die von ihm miterlebte Abstimmung, die zur Trennung Norwegens von Schweden führte mit einer friedenspolitischen Hoffnung für die Zukunft des Verhältnisses der beiden Länder zueinander. (Vgl. dazu Johannes Jensen, Friedrich Paulsens Lebenserinnerungen. Anmerkungen aus grenz- und friedenspolitischer Sicht. In: *Grenzfriedenshefte* 4/2009, S. 225–227.) Auch Paulsens Eintreten für eine moderne Minderheitenpolitik in Nordschleswig erwähnt Kellmann. Er charakterisiert dies aber unverständlicherweise und ohne einen Beleg dafür als „auf einmal eine Sensibilität für Minderheiten, die ihm keiner zugetraut hätte“ und einen „abrupten Gesinnungswandel“ (S. 106).

Es muss noch auf ein paar sachliche Ungenauigkeiten in Kellmanns einleitenden Bemerkungen zum geschichtlichen Umfeld hingewiesen werden, die aber inhaltlich mit dem Hauptthema des Buches nichts zu tun haben. Es geschieht leicht, dass bei dem Bemühen, sich dabei kurz auszudrücken, inhaltliche Unschärfen oder Fehler entstehen. Das geschieht mehrfach auf Seite 10 f. So schreibt Kellmann über das Auftreten Uwe Jens Lornsens und die Wirkung seiner Verfassungsschrift von 1830: „Maßgeblich unter seinem Einfluss werden 1834 Wahlen zu beratenden Ständeversammlungen abgehalten“, heißt es dann, als ob Lornsen dabei mitgewirkt hätte. Seit 1833 befand er sich aber schon in Südamerika. Sein indirekter Anteil an der

Einrichtung der Ständeversammlungen war jedoch der Reformdruck auf die Regierung durch die öffentlichen Diskussionen nach dem Erscheinen seiner Schrift. Die Volksfeste in Bredstedt waren keine nationalen „Sängerfeste“, sondern sie hießen „Volksfest der Nordfriesen“, und zumindest das erste war in seiner nationalpolitischen Bedeutung durchaus differenziert zu sehen, da es 1844 für die schleswig-holsteinischen Politiker zuerst einmal darauf ankam, die Nordfriesen von einer gerade aufkeimenden eigenen nordfriesischen Bewegung abzubringen und sie zu Schleswig-Holsteinern zu machen. Theodor Storm war zu der Zeit Advokat in Husum, noch ohne Konflikt mit dem dänischen König. Nicht schon 1843, wie Kellmann schreibt, sondern erst 1853 nach dem Krieg um Schleswig emigrierte er aus eigenem Antrieb nach Preußen. Sachlich hätte Kellmann auf diese Passagen verzichten können. Sie haben fast keinen Bezug zu Paulsens Biografie. Ein Personenregister hätte die Arbeit mit dem Buch wesentlich erleichtert.

Leider hat Klaus Kellmann sich trotz seiner eindeutigen und berechtigten Kritik an der Untersuchung von Edgar Weiß zu Friedrich Paulsen doch nicht ganz davon freihalten können, dessen angreifbare Denkmuster zu übernehmen. Diese Spuren eines Versuchs von Weiß, „das Lebenswerk eines international anerkannten Fachgelehrten zu vernichten“, so Kellmann auf S. 70, auf einige hat der Rezensent hingewiesen, wird man kritisch lesen müssen.

Dennoch bleibt: Klaus Kellmann hat mit diesem Buch einen wichtigen, flüssig und häufig spannend zu lesenden Beitrag zur Lebens- und Wirkungsgeschichte Friedrich Paulsens im Kaiserreich geschrieben. *Johannes Jensen*